

sie, mit dem Kopf rutschte sie etwas tiefer, auf seinen Bauch, sodass er sie mit der Hand nicht mehr erreichte.

„Aber was wird dann mit uns? Sie werden uns ja nicht einfach vergessen. Wir sind doch –“, sie brach in Tränen aus und verschluckte das Wort, das sie vor Jahren in ihren Zangengriff genommen hatte und sie seitdem stetig, zuerst leise, dann immer lauter, zermalmte. Mochte sie es auch noch so grob hinunterschlucken, das Wort blieb unwiderruflich. Sergei kam bei jedem heftigen Aufbäumen auch selbst ins Schwanken. Mann und Frau warteten, eng umfassen, symbiotisch darauf, dass der Keil des Sichbewusst-Werdens nachgab.

Ungeheuer war dieses Wort. Wir sind doch, ich bin doch ein Ungeheuer, hatte sie sagen wollen.

In ihrer Verbitterung stand sie auf und trat ans Fenster, um die Vorhänge aufzuziehen. Draußen spross ein ebensolcher Morgen heran, wie es der vor acht Jahren gewesen war. Der Himmel war azurblau, die Folge des lang anhaltenden Regens, nirgends auch nur die Andeutung einer Wolke, kein Anzeichen von Verdunkelung, nur die Herrlichkeit der Hoffnung. Was für eine scheißperfekte Ironie. Oder auch nicht, dachte sie, denn damals hatte sie sich ein genau solch klares, herrliches Leben versprochen.

Damals war Sonntag gewesen, und ihre Eltern hatten ihr zu Hause, wie jedes Jahr, ein Geburtstagsessen ausgerichtet. Die Tradition hatte mit den Jahren neue Züge angenommen, die mit Kerzen geschmückte Geburtstagstorte war vom Champagner abgelöst worden, das strenge Rauchverbot war gelockert und zu einem geduckten und unbequemen Paffen unter dem Dunstabzug geworden, seit den Teenagerpartys galt die Einladung auch für Anas augenblickliche Freunde, wie Papa und Mama sie diskret nannten. Zum Mittagessen luden sie gelegentlich auch diese oder jene Persönlichkeit aus dem Bund der Kommunisten Sloweniens ein, in dem sie Mitglieder waren; nicht, weil sie ihre Tochter zum Eintritt in die Partei bewegen wollten, an die zu glauben der Jugend schwerfiel, sondern weil sie schamlos pragmatisch dachten – wie es, das konnte man bedauern oder nicht, alle wirklich erwachsenen Menschen taten. Auch soziales Kapital kann zu einer höheren Lebensqualität beitragen, mehr noch, zu Beginn eines Berufswegs ist es unabdingbar, meinten sie. Und natürlich irrten sie sich nicht.

Vielleicht hätte ihr fünfundzwanzigster Geburtstag, der vor acht Jahren, einen anderen Epilog bekommen – oder wäre, wie die meisten Menschentage, ohne einen solchen geblieben –, wenn Sergei dabei gewesen wäre, überlegte sie, an den Fensterrahmen gelehnt. Aber ihr Freund war krank geworden und hatte sie klarerweise allein gelassen: sie, die Naive, Heftige, Gierige und Ungeduldige. Wütend sah sie zu ihrem Mann, der hinter ihrem Rücken in den Schlaf zurückgeglitten war. Sie hätte die Schuld wenigstens für einen Moment gern auf ihn abgewälzt, wenigstens für einen Moment geglaubt, dass auch ein anderer dich vor dir selbst schützen kann. Diese wohltuende Illusion wollte ihr nicht gelingen, und das Gefühl isolierter Verantwortlichkeit legte sich ihr auf den Magen. Ein unerträglicher Druck.

Vielleicht hätte dieser Tag, korrigierte sie sich schließlich, einen anderen Epilog bekommen, wenn die existenzielle Paranoia ihr damals nicht die Luft abgeschnürt hätte. Sie wurde gerade einmal fünfundzwanzig, näherte sich aber vorzeitig jenem

entscheidenden Lebensabschnitt, den jeder fürchtet und der alle umwirft. Den Jahren, in denen einen die eigenen Entscheidungen zum ersten Mal einholen. Wenn die Tage aufhören, sich als verlorene Zeit aneinanderzureihen. Wenn das Jetzt – der jetzige Job, das jetzige Verhältnis, die jetzige Gesundheit – zur genauesten Vorhersage der Zukunft wird. Sollte dieser Lebensabschnitt auch noch so fiktiv sein, ein Ausdruck fataler menschlicher Bräuche und Gewohnheiten, hatte er doch große Wirkung auf sie. Dass sie im Durchschnitt stecken bleiben könnte, dass sie austauschbar und entbehrlich sein könnte, dass sie blass und grau werden könnte, all das waren schreckliche Gedanken. Obwohl sie zahlreiche akademische Erfolge aufzuweisen hatte, sich mit einem Master in Vergleichender Literaturwissenschaft schmücken konnte, schon als Studentin auf Konferenzen und Symposien aufgetreten war, hatte sie – *gerade noch, gerade noch* – den Weg zu einer Sekretärinnenstelle gefunden. Für den Verlag *Mladinska knjiga* durfte sie die Autorenverträge vorbereiten. Was heißt vorbereiten, sie durfte sie versenden, entgegennehmen, abheften, dafür sorgen, dass die Autoren für ihre Arbeit bezahlt wurden. Sie verrichtete diese Aufgaben, die für sie nicht nur unangemessen, sondern auch erniedrigend waren. Sie hätte wenigstens Korrektorin oder sogar Lektorin sein können, sagte sie in Gesellschaft immer wieder, und mit jedem Tag der trockenen Verwaltungsarbeit – Papiere rein, Papiere raus, eine Unterschrift hier, eine Unterschrift da, ein Stempel auf den Kopf, ein Stempel ans Ende – verstärkte sich das drückende Gefühl der Endgültigkeit. Das ist es also für mich? In ihrer übertrieben ambitionierten – *krankhaften, verwöhnten*, wie die anderen sagten – Zukunftsvision war nicht vorgesehen, dass sich die Dinge entwickeln, sich bessern, voranschreiten könnten, sie hatte vielmehr von Anfang an nur das Beste für sich erwartet, und das war – ironischerweise – eine Punktlandung am Endpunkt ihrer Vision gewesen.

*Vielleicht, vielleicht*, was für ein schwacher Trost, dachte sie. Die Wirklichkeit kennt nur einen einzigen Handlungsverlauf, und an jenem Sonntag, als Sergei krank war und sie selbst auf dem Gipfel ihrer existenziellen Paranoia stand, hatte sich das spätmittelalterliche Paar, das scheinbar sanfteste aller Paare, die damals in Ljubljana lebten, zu ihrem Festtag eingestellt. Sofijas Haar war schon fast vollständig ergraut, sie trug es in einem würdevollen, locker aufgesteckten Knoten. Ihr blassrosa Seidenschal und die sandbraune Bluse zeugten nicht nur von Vermögen und gutem Geschmack, sondern deuteten in Harmonie mit der aufrechten und zugleich geschmeidigen Haltung auf einen ätherischen Charakter hin. Sie war genau der Typ Frau, der Ana schon immer hatte werden wollen; eine Frau, deren feste Anmut Ehrfurcht gebietet, eine Frau, vor deren Überzeugungskraft alle anderen Zögerlichkeiten größer wurden. Eine Frau als Korrektiv zu anderen Frauen. Ihr Mann, Vitomil, mit seinen gemessenen, eleganten Gesten und seiner bedächtigen Sprache – er hatte die seltene Fähigkeit, in seine Gedanken nie irgendwelche Halb vokale oder unaufrichtigen Pausen sich einschleichen zu lassen –, vervollständigte sie zu einem fast ikonischen Objekt. Im Unterschied zu den übrigen Gästen von Mutter und Vater sprachen sie nicht über die Partei, obwohl sie Mitglieder waren. In wirklich ungewöhnlicher, aber stimmiger Art und Weise erzählten sie vor allem vom Leben ihrer drei Kinder und von ihrem Alltag; Ana schloss aus den ersten Takten ihrer Begegnung, dass die Gäste mit der häufigen Erwähnung ihrer Kinder

versuchten, sich mitfühlend in das Geburtstagskind hineinzusetzen, und Mitgefühl war an diesem Tisch ein Novum. Beim Nachtschiff stellte sich heraus, dass sie begeisterte Leser waren, was Anas Interesse an ihnen und ihr Selbstbewusstsein erheblich steigerte. Zum ersten Mal unterbrach sie das Gespräch ihrer Eltern und nahm die Anregung zu einem Gespräch mit den Gästen auf. Und was für ein Gespräch das war! Bis zum späten Abend diskutierten sie über Literatur, als sie ihnen, schon ziemlich beschwipst, gestand, dass sie keine gewöhnliche Leserin sei. Als sie ihre erträumte Karriere schon fast ekstatisch vor ihnen ausgebreitet hatte, sahen sich Vitomil und Sofija unverhohlen an und schmunzelten. Sie war sich sicher, dass dieser Blick etwas über ihre Überheblichkeit und ihr ungestümes Wesen signalisiert hatte, dass sie, wie so viele andere, ein wenig Spott und ein wenig Mitleid ausgetauscht hatten. In ihrem Schwachpunkt ertappt, brach sie ihr Aufplustern ab und verbrachte den Rest des Abends beherrscht damit, die Fragen der beiden zu beantworten.

Sie hatte recht gehabt. Der Blick der beiden war geladen gewesen, aber nicht mit den Trivialitäten, die sie herausgelesen hatte. Beim Abschied, als sich alle fünf ungeschickt auf der Türschwelle der Wohnung drängten, schlugen Vitomil und Sofija vor, mit Ana vor dem Haus eine Ehrenzigarre zu rauchen. Beruhigt folgte sie ihnen. Offensichtlich war es ihr nicht gelungen, den guten Eindruck auf die beiden angenehmen und gebildeten Personen völlig zu verderben.

Sofija sah, in ihren Herbstmantel gehüllt, unter der schwach flackernden Straßenlampe noch souveräner aus als zuvor. Ana bewunderte ihre Hände, die, während sie sprach, in die Tasche hinein und aus der Tasche heraus tanzten, ihren Hals, der sich beim Lachen spannte, ihre leichten Augenlider, die ihre durchdringenden Augen offenbar nicht zu verdecken vermochten. Noch Jahre nach dieser Nacht fragte sie sich, ob es Zufall oder Teil eines schnell gefassten, nichtsdestotrotz sorgfältig kalkulierten Plans gewesen war, dass es, während der Rauch in dichten Schwaden aufstieg, vor allem Sofija gewesen war, die sich Ana zugewandt hatte. Es musste für das Ehepaar nicht schwer gewesen sein, ihre Schwärmerei und ihre der Schwärmerei entspringende Unsicherheit zu erkennen.

„Du bist noch jung, noch ist nichts verloren“, schloss Sofija und nahm besitzergreifend die Zigarre. „Leider bist du aber auch eine Frau, und für uns ist es nicht so leicht, hoch aufzusteigen, nicht wahr, Vito?“ Sofija wusste, dass ein Bündnis mit einer Frau sich am einfachsten schließen lässt, wenn es sich gegen einen Mann richtet. Nicht grob, denn das wäre reaktionär, aber herzig spöttisch.

„Dessen bin ich mir bewusst“, Ana war wieder bereit, sich eine Blöße zu geben, „aber was soll ich tun? Schon jetzt weiß ich weit mehr als all die Holzschwämme, die sich an die Redaktionsstühle klammern, es ist nur die Erfahrung, die mir fehlt.“

Über den originellen Vergleich wollten sie sich vor Lachen schier ausschütten. Ana ließ sich von dieser spontanen Bestätigung zu einem schwarzhumorigen Lamento hinreißen, voll von weiteren originellen Vergleichen und abfälligen Bemerkungen. Als sie sich später ihrer Worte erinnerte, wurde ihr klar, warum sie sich gerade für sie entschieden hatten, warum jeder, dessen tägliches Brot das Manipulieren ist, sich

unbedingt für sie entscheiden würde: Ihr Eifer war kein jugendlicher, sondern grenzte schon an die Bitterkeit des Alters.

„Ich würde sehr gerne etwas für dich tun.“ Sofija zündete sich eine Zigarette an und zeigte damit, dass das Angebot ernst gemeint war, denn es brauchte seine Zeit. „Ich kenne ein paar Mitglieder des Aufsichtsrats, vielleicht kann ich sie zu etwas überreden“, sie blies den Rauch aus, „jedenfalls werde ich ihnen den Vorschlag machen.“ Sofija und Vitomil sahen Ana, diese junge schwärmerische Frau, zärtlich an. Sie bezweifelte, dass in diesem Moment auch Spott in ihren Augen schimmerte. So etwas hätten sie sich nicht erlaubt.

Eine angespannte Stille breitete sich zwischen ihnen aus. Anas Brustbein hüpfte vor Freude. Sie hatte das Gefühl, als würden sich ihre Organe und Glieder aufblähen: Hoffnung ist nicht nur ein geistiges Phänomen, sie beherrscht und stärkt auch unseren Körper. Sie war dem Mann und der Frau dankbar, dass sie sie die Momente des Glücks genießen ließen. Immer, wenn sie in dieser schwarzen Stimmung war, dachte sie daran, dass sie ihr diese Momente geschenkt hatten, weil sie wussten, dass sie damit das Gegenteil besiegeln würden. Weil sie vielleicht, aber nur vielleicht, ahnten, dass Anas Glücksgefühle von nun an seltener sein würden. Weil es ihnen vielleicht nicht egal war.

„Aber ich denke“, fuhr Sofija fort, als wären inzwischen nicht Ewigkeiten vergangen, „dass ich bei meiner Überzeugungsarbeit effektiver wäre, wenn wir einen Weg fänden, dass du auch etwas für uns tust.“

„Natürlich!“, gab sie sofort zurück, obwohl Sofijas Feilschen sie überrascht hatte. Damit ihre plötzliche Reaktion nicht allzu heftig ausfiel, damit sie als harmlos durchging, fügte sie entschlossen hinzu: „Was auch immer! Ich bin euch sehr dankbar.“

„Ausgezeichnet, Ana“, meldete sich Vitomil zu Wort, „komm morgen nach der Arbeit zu uns, dann besprechen wir alles ausführlich.“ Er schrieb ihr die Adresse auf die Rückseite einer Gasthausrechnung. Dann umarmte Sofija sie wie eine Tochter, schweigend, sie in sich einsaugend, den Kopf für einen Moment an ihre Schulter gelegt. Vitomil gab ihr eine Hand und bedeckte ihre verflochtenen Hände mit der anderen. Er lächelte, wie Menschen lächeln, die wissen, dass sie nicht als dieselben nach Hause zurückkehren werden. Es war eine verdrehte Vertraulichkeit, aber nichtsdestoweniger eine Vertraulichkeit – einladend, freundlich. Als das vorüber war, verabschiedeten sie sich und marschierten unter den Kastanienbäumen davon ins Dunkel. Sie sah, wie sich Sofijas Mantel im Wind zu ungewöhnlichen Formen bauschte, und auch Anas Gedanken begannen aus dem Bauch herauf bis in die Stirn unerwartete Kapriolen zu schlagen. Sie spürte die herbstlich feuchte Kälte unter ihrer dünnen Strickjacke nicht, denn sie brannte in einer Mischung aus Verblüfftheit und uneingestandener Vorfreude. Schicht für Schicht begann sie zu verstehen, wer und was diese ruhigen, aufmerksamen und in ihren Worten und Gesten gemessenen Menschen waren. Fältchen für Fältchen entdeckte sie die Schwere und Bedeutung ihrer Zusage. Wenn man allein ist, braucht man sich nicht naiv zu stellen, um den Eindruck zu erwecken, dass man es gut meint, dass man nicht allzu viel weiß, dass man gut *ist*. Und sie war allein: Diese beiden toleranten und geistreichen Menschen möchten, dass sie *für sie* Informationen über andere Menschen sammelt und *ihnen* liefert. Diese beiden Menschen haben von ihren Kindern erzählt,

weil sie von ihrer Arbeit nicht sprechen durften. Diese beiden Menschen sind der Unterbau eines Regimes, das sich mit eingängigen Slogans schmückt. In dieser Nacht und am Morgen danach wunderte sie sich, wie leicht, ja, wie nonchalant ihr diese Erkenntnis gekommen war. Wie unendlich leichter als die einsinkende Schwere eines unverwirklichten Lebens. Dort, damals, unter jener schwach flackernden Straßenlampe, war ihr „was auch immer!“, das schon vor dem Angebot zu einem endgültigen Entschluss tendiert hatte, absolut kontrollierbar erschienen. So schrecklich eilig hatte sie es mit der Zukunft gehabt, dass sie die Folgen ihres Drängens nicht einmal als Anschein gesehen hatte. Es kann ja nicht sein, wie sie sagen, dass es ist, dachte sie. Das kann man nicht so ernst nehmen. Für sie wird es sicher ganz anders sein. Vielleicht nicht mehr naiv, aber zwanghaft ungläubig, zündete sie sich eine letzte Zigarette an. Lachend blies sie den Rauch aus, ohne zu ahnen, wie gefährlich ihr Verharren in der süßen Ungläubigkeit war. Wie einfach man in die Irre gehen kann. Vor allem wenn dieses Verharren länger dauert, als man es sich erlauben darf.

„Was auch immer“, flüsterte sie nervös kichernd in die Fensterscheibe, hinter der der azurblaue Donnerstagmorgen zu einem grauweißen Tag geworden war. Sie rieb sich das Gesicht, hüllte sich in den Morgenmantel und machte sich schwankend auf ins Erdgeschoss. In die Küche, wo sie unter dem Türrahmen eine Zeit lang Boris zusah. Geschmeidig schlängelte er sich zwischen Esstisch, Küchenschubladen und Kühlschrank hin und her. Behutsam arrangierte er Tetrapaks, Teller, Besteck und Gläser auf dem Tisch wie Exponate, die nur ausnahmsweise berührt werden dürfen. Er hatte nicht auf ihre Hilfe gewartet, aber sie war argwöhnisch. In seiner Orchestrierung erkannte sie eine fein geknüpft, glatt geschliffene Berechnung. Er tat es nicht aus Sorge, aus Sensibilität für die Atmosphäre, aus dem Wunsch heraus, seine deprimierte Mutter zu entlasten, ganz einfach: Er wollte etwas von ihr.

Sie spürte einen warmen Atem durch den Spalt ihres Morgenmantels, dann Sergeis Kuss. Sie wusste, das war das Zeichen: Ungeachtet alles Sonstigen musst du deinen Tag beginnen. Wir brauchen dich. Das war der kämpferische Sergei: Reiß dich zusammen, Bedauern wird dich nicht retten. Unlust macht alles kompliziert.

„Wie lieb und brav du bist“, zwang sie sich, Boris zu loben, und lief fast zu ihm. Sie drückte ihn so fest an ihren Bauch, dass sie spürte, wie er sich, weil er Luft holen wollte, leicht wehrte.

„Setzt euch, bitte“, sagte das Kind und versuchte, nachdem es sich eine ordentlich gefaltete weiße Serviette über den Arm gelegt hatte, eine distinguierte Miene aufzusetzen. Sie zuckte zusammen. Angesichts der Frau, zu der sie allmählich wurde, überkam sie Übelkeit. Was sie sich selbst am meisten vorwarf, übertrug sie in ihrer ungerechten Paranoia nach und nach auf ihren Sohn. Er hatte keine bösen Absichten. Er spielte. Unbedarf und harmlos.